

Erscheint jeden Mittwoch.  
Preis jährlich 3 Rubel  
mit Übersendung.

# Alemens

Adresse: Saratow, katholisch.  
seminaria, I. Крушинскому.  
oder: Saratow, типо-лит.  
Г. Х. Шельгорнъ и К<sup>о</sup>,  
д. Тилло, противъ театра.

**Inhalt.** Auf Allerseelen. — Arbeit ist Leben, Nichtsthun ist Tod. — „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!“ — Zu den Ereignissen in China. — Prozeß eines unschuldigen Priesters. — Wie können die Dämonen ausgerottet werden? — Was Gott thut, das ist wohlgethan. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Allerlei. — Ankündigungen. —

## Auf Allerseelen.

Die Kirche Jesu Christi erstreckt sich nicht nur allein auf die Menschheit hier auf Erden oder auf die Himmelsbewohner, die sich der ewigen Glorie erfreuen, sondern auch ganz besonders auf jene Seelen, die sich in einem Kerker befinden und große Geistes- und Sinnespein leiden — auf die armen Seelen im Fegfeuer. Dieser nun will die katholische Kirche im Monat November, insgemein Armen-Seelen-Monat genannt, in ihren Gebeten ganz besonders gedenken. Warum denn das? Weil die armen Seelen Unbegreifliches leiden und sich selber ganz und gar nicht helfen können.

Unbeschreiblich groß ist die Pein der armen Seelen. Die heiligen Väter und Kirchenlehrer unterscheiden eine doppelte Pein der armen Seelen, nämlich die Pein des Verlustes und die Pein der Empfindung. Die Pein des Verlustes besteht darin, daß die Seele eine große Schuld ob des begangenen Bösen und unterlassenen Guten fühlt und, was für sie das Qualvollste ist, daß sie die beseligende Anschauung Gottes nicht genießen kann. Sobald die Seele durch den Tod aus dem Kerker des sterblichen Leibes in einen neuen Zustand tritt, zeigt sich im ersten Augenblicke ihre rein geistige Kraft und Fähigkeit, ihr unsterbliches Geistesleben so, wie es seiner eigenen Natur nach ist. Mit unwiderstehlicher Kraft zieht es sie zu Gott hin, denn ihrer geistigen Natur nach kann sie eben nicht anders, als zu Gott zurückzukehren, von wo sie ausgegangen ist. Mit ungetrübter Klarheit erkennt dann die Seele zwei Dinge: erstens Gott, wie er in seiner Väterlichkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit ist, Gott als den Grund alles Glückes, aller Seligkeit und Freude, als den ewigen, unaussprechlich großen Lohn aller Gerechten im Himmel. Bei dieser klaren Erkenntnis Gottes empfindet die Seele eine unbeschreibliche Liebe zu Gott, welche nur in der vollständigen Vereinigung mit Gott ihre Vollendung finden kann. Zweitens erkennt die Seele ihren eigenen Zustand. Sie sieht, wie ihr, obwohl sie mit der heiligmachenden Gnade vor Gottes Richterstuhl erschienen ist, die Sündenmakel noch anklebt, wie ihre Fehlerhaftigkeit sie hindert, die sofortige Anschauung Gottes zu genießen. Wenn gleich dieser traurige Zustand ihr klar ist, so wird dadurch ihre große Liebe zu Gott dennoch nicht geschwächt, im höchsten Grade fühlt sie die unbezwingbare Triebkraft nach der Vereinigung mit Gott, was aber bei ihr noch nicht zustande kommen kann, weil sie noch nicht rein ist. Darum wird sie von Gott, dem Centrum ihrer so großen Liebe, zurückgestoßen und in den Reinigungsort verwiesen. So

nah bei der ewigen Wohnung, aber von der Thüre gewiesen werden, so nahe beim besten Vater, aber von demselben sich zurückgedrängt fühlen, so großes Verlangen nach der innigen Vereinigung mit dem liebenswürdigsten Gute haben, aber auf einmal so schreckliche Scheidung erfahren, — das ist hart, das ist schwer, das ist eben die größte Pein des Fegfeuers — der Verlust Gottes, des unendlich Liebenden und Geliebten! Das, geliebter Alemensleser, ist die Geistespein der armen Seelen. Wie groß sie sein mag, können wir uns, obwohl nur sehr schwach, mehr denken, als mit Worten erklären. Wenn aber die armen Seelen solch schrecklichen Peinen ausgesetzt sind, müssen wir denn ihnen nicht helfen, damit sie schneller von denselben erlöst werden? — Außer der Geistespein leiden die armen Seelen noch die Pein der Sinne, auch Feuerpein genannt. Von diesem Feuer sagt der hl. Thomas von Aquin: „Das nämliche Feuer quält die Verdammten in der Hölle und die Gerechten im Fegfeuer.“ Nach diesem Satze finden wir hinsichtlich der Art des Feuers in beiden Orten der Pein keinen Unterschied, ein solcher ist nur in Bezug auf den Grad und die Dauer vorhanden, weil dem Fegfeuer das Prädikat „ewig“ fehlt. Entsetzlich ist der Schmerz und unbeschreiblich die Qual, welche die armen Seelen auszustehen haben. Das Feuer im Reinigungsorte ist gänzlich verschieden vom Feuer auf Erden. Während uns dieses zum Nutzen gegeben ist, also eine Wohlthat für die Menschheit ist, dient jenes zur Strafe und zur Pein für die Seelen. O wie weh, wie furchtbar schmerzlich muß den armen Seelen das Durch- und Ausgebranntwerden sein! Das ist das höchst traurige Los der armen Seelen im Reinigungsorte! Das und noch viel mehr — denn wer kann es schildern! — müssen sie leiden — die Geistespein und die Pein der Sinne im Feuer der Gerechtigkeit Gottes! Verdienen sie also nicht unser Erbarmen und unsere thätige Hilfe?

Wenn wir noch jenen Umstand betrachten, daß die armen Seelen sich selber nicht helfen können, so werden wir noch viel mehr angepornt, uns ihrer hilfreich anzunehmen. Die Seelen im Fegfeuer können nur leiden und warten, bis sie vom Feuer reingebrennt sind, denn mit der Todesstunde nimmt die Zeit der Barmherzigkeit ein Ende, und das Herrschen der göttlichen Gerechtigkeit beginnt, die Nacht, wo niemand mehr wirken kann. Folglich können sie sich ihre Qual nicht verkürzen, wir aber können das; denn wir leben noch in den Tagen des Verdienens und Wirkens, deshalb können wir ihnen mit den Verdiensten und guten Werken, welche wir ihnen fürbittweise zuwenden, helfen. Das ist den armen Seelen sehr wohl bekannt, des-

halb bestürmen sie uns mit dem Hilferuf: „Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde!“ Diesen Notschrei aus dem Fegfeuer möchte nun im Namen aller armen Seelen auch „unser Klemens“ in die Herzen seiner geehrten Leser und Leserinnen hineintönen lassen. Aber wer ruft denn aus dem Fegfeuer um Hilfe? Kennst du sie wohl nicht? Waren sie dir nicht bekannt, während sie noch lebten? Ach, — es ist vielleicht dein Freund, dein Kamerad, dein Bekannter, dein Verwandter, dein leiblicher Bruder, deine Schwester, vielleicht sogar deine vielgeliebten Eltern, die dir der Tod früh hinweggerissen, vielleicht dein Gatte oder deine Gattin, oder andere, die während ihres Lebens zu dir in einem besonderen Verhältnisse standen. Siehst du, wer so kläglich und schmerzlich zu uns ruft: „Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde!“ Warum leiden diese aber soviel im Fegfeuer? Vielfach und verschieden sind die Ursachen, und eine jede von ihnen enthält für uns die wichtige Lehre, daß wir vorsichtig und heilig leben sollen, damit wir nicht dasselbe Los einst ernten müssen. Es leidet z. B. eine arme Seele entsetzliche geistige Pein im Reinigungsorte, weil sie im Leben mit dem Blicke vorwitzig war, und so der Tod, d. h. die Sünde, durch die Augen, die Fenster des Leibes, in die Seele kam, deshalb peinigt sie ein unbeschreiblicher Schmerz. Eine andere leide Schreckliches, weil sie durch ihre unbezähmte Zunge manches angerichtet, das zum Unfrieden führte, deshalb wird auch sie durch- und ausgebrannt, bis sie zum ewigen Lobe Gottes für tauglich befunden wird. Prüfe dich darüber, besonders wenn du die Gewohnheit hast, alles in vermehrter Auflage mit telegraphischer Schnelligkeit weiter zu befördern, und höre auf den Schmerzesruf, der dir von solchen Seelen aus dem Fegfeuer zugeht! Wie viele müssen leiden der Eitelkeiten wegen, welchen sie hier dienen! Bist du ein Sohn des Stolzes oder eine puschichtige Eva-tochter, so denke daran, welch große Schuld du dir aufhäufest, indem du flitternd und flatternd das Aushängeschild der verschiedenartigsten Eitelkeiten an dir herumträgt und oft dadurch manchem oder mancher zum Argernisse wirst! Gehen wir so mit lebendigem Glauben das Fegfeuer durch und betrachten dabei die Leiden der armen Seelen für die vielfachen Fehler, Mängel und Nachlässigkeiten in ihrem Leben, so werden wir einen großen Nutzen für unser ewiges Seelenheil daraus schöpfen, indem wir dann unsere Sinne zu bezähmen, unsere bösen Neigungen zu unterdrücken und mit mehr Eifer unseren Religions- und Standespflichten nachzukommen suchen. — „Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde!“ Also Erbarmen erbitten die armen Seelen von uns, besonders am heutigen Tage, wo sie ja alle aus den Pein- flammen um Hilfe rufen. Versagen wir ihnen unsere Hilfe doch nicht, damit sie von ihren schrecklichen Peinen schneller erlöst werden! Gott segne die Beter für die armen Seelen im Fegfeuer und verleihe diesen die ewige Ruhe!

P. Josef Neugum.

**Arbeit ist Leben, Nichtsthun ist Tod.**

**A**rbeit ist des Lebens Würze“ und „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell“ singt Herder.

Was ist der Mensch ohne Arbeit? Überflüssig, seiner selbst überdrüssig. Wer Kummer, Sorge und Leid hat — und es trägt ja jeder sein Päckchen davon —, dem wird ernste Arbeit zum Balsam seiner Wunden, denn nicht nur die Zeit lindert den Schmerz — Arbeit heilt und hilft vergessen, und so nach und nach lehrt sie Freude finden an den kleinen Schöpfungen unserer Kräfte.

Arbeit ist unsere Trösterin, unsere Freude, unser bester Kamerad, sie erzieht und veredelt, und wer sie, ihre Wohlthaten, ihren Segen nicht kennt, ist ein armer Mensch. Leider ist die Zahl dieser Armen — fast möchte man sie geistig Arme nennen — recht groß. So meinte ein Gesellschaftsdämchen, das die Langweile gar arg plagte: „Ach, wenn ich doch nur krank würde, daß ich die Besinnung verlieren könnte, es ist schrecklich, so gar nichts in Aussicht haben, ich weiß auch rein nicht, was thun . . . wenn ich doch wenigstens was Tüchtiges arbeiten müßte!“ Sich selbst dazu aufzuraffen, fehlte ihr offenbar jede Willenskraft.

Galt auch unseren Vorfahren das Wort Arbeit gleich Mühsal und Strafe, so ist uns Gottes Richterspruch: Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, längst zum Segen geworden; denn so kann dem Schlemmer die feinste mit aller Verfeinerung zubereitete Delikatesse nicht schmecken, als dem Arbeitenden das Brot, verdient im Schweiß des Angesichts, nach treuer Pflichterfüllung.

„Sich regen, bringt Segen,“ lehrt uns ein Sprichwort, und „Arbeitame Hand geht durchs ganze Land,“ „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ „Bete und arbeite,“ mahnt es uns, denn „Fleiß'ge Hand erwirbt, faule verdirbt,“ und „Müßiggang ist aller Laster Anfang,“ aber „Arbeit lehrt, wie man in Not sich währt.“ „Je langsamer die Hand, desto flinker die Not,“ „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ usw. Es gibt kaum einen zweiten Gegenstand, den das deutsche Sprichwort so oft behandelt und rühmt als die Arbeit.

Und sie hat zwei fast unzertrennliche Begleiter: Zufriedenheit und Frohsinn weilen so gerne, wo ernste Arbeit zu Hause ist. Das Buch der Bücher aber bezeichnet Arbeit als den schönsten Inhalt des Lebens mit dem Worte: Das menschliche Leben währet siebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn es köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Leben heißt ja für die meisten arbeiten, und es ist gut so, sonst würden Unzufriedenheit und Lebensüberdruß bald groß, denn es raffen sich nur wenige von denen, die leben können, ohne arbeiten zu müssen, zur Arbeit auf, und so gab Gott uns den größten Segen in seinem Richterspruche: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen,“ — denn „Arbeit macht das Leben süß!“

**„Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß“**

kam mir so in den Sinn, als ich kürzlich las, der „Klemens“ solle Berichte bringen über Kirchenmusik, aber bei leibe nicht über den Choral. „Schreibe über Kirchenmusik, aber nicht über Choral,“ das ist ja ganz dasselbe wie „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß.“ Wahrscheinlich kennt der Schreiber jenes Briefes den Choral und seine Stellung in der Kirchenmusik nicht, sonst hätte er nicht geschrieben „der Gesang sei ein wichtiger Teil unserer Liturgie“ und dabei den Choral davon ausgeschlossen, der doch der eigentlich liturgische



Gesang ist; er hätte nicht geschrieben, „die Zeit für den Choral ist noch nicht gekommen,“ denn die Zeit für den Choral ist überall da gekommen, wo man sich für ihn interessiert, wo der Organist den guten Willen hat, Choralsingen zu lernen.

Doch hätten wir dieses Briefes wegen, der ja schließlich wie wir „Fortschritt“ verlangt, nicht zur Feder gegriffen. Allein auch sonstwie in Berichten, wie auch in Briefen und Gesprächen, kommt in letzterer Zeit immer häufiger eine Ansicht zum Durchbruch, die das Wesen des Chorals gänzlich verkennet und mit dem Worte „Choral“ Mißbrauch treibt.

Dem entgegenzutreten seien hier einige kurze Sätze dem Nachdenken empfohlen:

1) „Choral“ heißt ursprünglich nichts anderes als „Chorgesang;“ der Chor aber, der den Gesang auszuführen hatte, bestand fast 1500 Jahre lang ausschließlich aus Priestern und solchen, die geistliche Weihe genossen hatten, weswegen auch der Teil der Kirche beim Hochalter, wo diese Priester sich aufhielten „Chor“ hieß und noch heißt. So ist es noch in Klöstern und Kathedrales, und wenn in den meisten Kirchen heutzutage Laien singen, so schreibt die Kirche vor, daß diese wenigstens eines priesterlichen Wandels sich befleißigen. Und so oft heute ein Priester in Ausübung seines Amtes singt, singe er wie er wolle, er singt Choral. Also heißt „Choral“ eigentlich „priesterlicher Gesang,“ an dem auch Laien teilnehmen dürfen.

„Wer erlaubt sich noch, den „Choral“ zu schelten?“

2) Ein großer Teil der Gebete der hl. Messe, wie das ganze Officium, die Vorbereitung und Nachfeier derselben, und andere liturgische Berrichtungen sind mit Noten und Melodien versehen; diese Noten stehen selbst im Pontifikale und im Messbuch; wer sie komponiert hat, weiß niemand, aber die Kirche selbst hat sie herausgegeben, und die Bücher, worin sie gesammelt, sind als die „Chorbücher der Kirche“ erklärt, und diese Noten und Melodien sind der „Choral.“

„Wer wagt es noch, den „Choral“ zu verachten?“

3) Die Kirche singt in ihrer Liturgie seit ihren ersten Tagen. Sie sang in den Katakamben, sie sang in den römischen Palästen und Kirchen, sie sang im Mittelalter zur Zeit ihrer größten Machtentfaltung, und sie singt heute noch von den Kathedrales und Stiftskirchen bis zur indianischen Erdhütte, in der der Missionspriester das hl. Opfer feiert, und was sie sang, war mehr als 1000 Jahre lang ausschließlich „Choral,“ und ist heute noch in erster Linie „Choral.“

„Wer wagt es noch, den Choral zu verspotten?“

4) Bei dem Gesang der hl. Kirche vergoß ein hl. Augustinus Thränen der Rührung; zwei der größten Kirchenlehrer und Kirchenfürsten, ein Bischof Ambrosius von Mailand und Papst Gregor der Große waren seine eifrigsten Förderer; eine Reihe der angesehensten Päpste des Mittelalters seine Schützer; das Konzil von Trident befahl sein Studium in den priesterlichen Seminarien; eine Reihe von Provinzialkonzilien verordnet die eifrige Pflege desselben, und dieser Gesang ist der „Choral.“

Noch einmal, „wer wagt es, den Choral zu verspotten?“

5) Die erste große Blüteperiode des mehrstimmigen Gesanges im 15. und 16. Jahrhundert hatte sich direkt aus dem „Choral“ entwickelt. Dann ging die Musik ihre eigenen Wege, entwickelte ihre eigenen Gesänge und wurde auf diesem Wege Opern- und reine Instrumentalmusik, die ihre Blütezeit fand in der sogenannten klassischen Periode am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Da hatte der Choral natürlich keinen Platz. Die Zeit besann sich indessen, daß nicht die Instrumente, sondern die menschliche Stimme die Hauptträgerin der musikalischen Kunst sei und zwar in ihrer naturgemäßen Anwendung, und der geniale Richard Wagner stellte seine epochemachenden Theorien auf von Sprachgesang. Und diese vermeintlich neue Theorie war dieselbe, die in der Kirche seit vielen Jahrhunderten schon im Gebrauch war, nämlich der oratorische Rhythmus des „Chorals.“ Außerdem, woraus nahm Richard Wagner selbst, woher nahmen seine Kollegen der neueren Zeit, von wo nehmen die modernsten musikalischen Himmelsstürmer, wie ein Richard Strauß, nicht selten ihre melodischen Motive? — Aus dem „Choral.“ —

Über welche Gesangsart sind die Urteile der größten Musikkenner aller Zeiten, katholisch und akatholisch, so wunderbar übereinstimmend, so begeistert, wie über den „Choral?“

Wer wagt es noch, den „Choral“ zu kritisieren?

6) Alle, die mit Kirchenmusik sich ernstlich beschäftigen, fach- und sachkundige Leute, die die ehrliche und eifrige Arbeit eines ganzen Lebens der Kirchenmusik gewidmet haben, behaupten auf Grund ihrer Beobachtungen und Erfahrungen, daß keine Kirchenmusik im stande ist, wirklich Gutes zu leisten, wenn sie nicht auf dem „Choral“ aufgebaut ist.

„Wer wagt es, das Gegenteil zu beweisen?“

Nun, nicht wahr, lieber Leser, diesen „Choral“ wolltest du nicht schelten, nicht kritisieren, nicht verachten und nicht verspotten? Man hat dir unter „Choral“ etwas ganz anderes vorgestellt. Wenn du aber jetzt wieder von „Choral“ sprichst oder sprechen hörst, so denke sofort daran, daß der „Choral“ nichts anderes ist als „der uralte eigentliche, und nach Ursprung wie nach Zweck heilige Gesang der Kirche, ihr „eigener“ Gesang, wie die Kirche selbst sagt, der, wann und wo es sich um Kirchenmusik handelte, immer die erste Stelle einnahm und sie jetzt noch einnimmt, und gewiß auch die erste Stelle verdient in einer Rubrik über Kirchengesang in dem katholischen Blatte „Klemens.“

Willst du dich aber näher unterrichten über „Choral“ und Kirchengesang, so suche die Reichertschen Kalender „Hausfreund“ vom Jahre 1896 und 1897 hervor, und lese dort den Aufsatz über Kirchenmusik. Und ist dir auch dieser nicht genügend, so findest du dort spezielle Werke und Bücher angegeben, die deiner Belehrung genügen dürften.

Es.

## Zu den Ereignissen in China.

Die Hauptstadt Chinas, Peking, ist in vier Viertel eingeteilt: der Petang, der Nantang, der Tungtang und der Sitang. In jedem dieser Viertel ist eine katholische Kirche. Die Kathedrale und Residenz des Bischofs Fabier ist in Petang. Drei katholische Kirchen nebst den anliegenden Gebäuden sind während des Aufstandes in Mische gelegt, wobei auch die P. P. Doré und Garrigues ihren Tod gefunden haben. Was die Katholiken zu erdulden hatten, ersehen wir aus einem Briefe des Bischofs Fabier. „Während der zwei Monate der Belagerung,“ schreibt der Kirchenfürst, „wurde die Petangkathedrale von 2400 Granaten und Kugeln getroffen. Alles ist stark beschädigt, die Kirche muß neu aufgebaut werden, Mienen sind gesprungen und haben ebenso wie der Hunger und die Kugeln manchen getötet. Wir hatten nur noch für zwei Tage Nahrung; alle Tiere, alle Blätter von den Bäumen, Wurzeln, alles war aufgeessen. Mehr als 100 Kinder sind gestorben, 51 wurden bei einer Explosion verschüttet. In unserem Garten befinden sich 400 Gräber. Unser Mitbruder P. Chavaune erlag während der Belagerung einer Wunde und den Pocken; P. Garrigues und P. Doré sind Märtyrer, sie wurden niedergemerkelt in ihren Pfarreien. P. Abdosis wurde auf der Straße erschlagen, als er zu uns ins Petang flüchten wollte. Wir wissen vom Tode von vier oder fünf chinesischen Priestern. In Peking ist alles niedergebrannt außer dem Petang, der heroisch von 40 Seesoldaten verteidigt wurde. In meinem Vikariat allein sind wenigstens 20,000 gemartert worden. Alle sind standhaft geblieben, und keiner ist abgefallen, soviel bekannt geworden.“

Es ist also bei so haarsträubenden Verhältnissen ganz erklärlich, wenn diejenige Partei die Oberhand gewonnen hat, die strengere Maßregeln China gegenüber verlangt. Es wäre ja eine unverzeihliche Schwäche Europas, China durch die Finger zu schauen, und würde die Chinesen in ihrem Wahnwize nur bestärken. Solche unerhörten Grausamkeiten, die erst jetzt im einzelnen bekannt werden, erheischen sofort energische Schritte, wenn in Zukunft derlei Zustände vorgebeugt werden sollen; aber leider wird diese ganze Angelegenheit unendlich in die Länge gezogen. Und wer weiß, was die Sonne aus Tageslicht noch bringen wird! Man kann auf alles gefaßt sein. —

Am 1. Oktober reiste Feldmarschall Waldersee von Tientsin nach Peking ab, wobei er auf sämtlichen Etappenstationen übernachtete. Da dort diese Etappen hauptsächlich von Russen unterhalten werden, so wurde er auf diesem Wege auch überall von Russen empfangen, die vor seinem Zelte Ehrenposten aufstellten.

Graf Waldersee erklärte sich mit allem sehr zufrieden und befahl, dem General Lenewitsch zu danken. —

Bei Einnahme der Stadt Paotingfu wurden in der Menge 74,000 Taels gefunden und von den Verbündeten in Besitz genommen. Der abgehaltene Kriegsrat beschloß, daß die Stadt von Truppen der vier Nationalitäten unter dem Kommando des Majors Wynken bewacht werden solle. Wie ein Telegramm aus Peking meldet, zeigten die Führer der Expedition eine übelangebrachte Milde, indem sie die Stadt Paotingfu schonten, öffentliche Gebäude nicht zerstörten und die dortigen chinesischen Beamten ungestraft ließen, an deren Händen doch das Blut von Missionären klebt, die den Märtyrertod sterben mußten. Sie haben sich damit begnügt, einen nichts sagenden militärischen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Solche Milde wird von den Chinesen natürlich mißverstanden und verschafft den Europäern sicher kein Ansehen. —

Zu dem deutsch-englischen Abkommen trat außer Österreich-Ungarn noch Japan hinzu. Man hofft, daß auch die übrigen Mächte beitreten werden.

### Prozeß eines unschuldigen Priesters

**W**ohl niemals ist ein Priester unter einer so furchtbaren Anklage gestanden, wie Abbé Santol aus Paris. Entführung und Unzucht, begangen an neun minderjährigen Knaben, wurden ihm zur Last gelegt. Seit sechs Monaten saß er in Untersuchung, und es wurde sein Prozeß just in einem Moment zu Ende geführt, in welchem er als wirksame Propaganda gegen das Christentum dienen sollte. Bemerkenswert ist, daß der Prozeß zu diesem Zwecke ohne Ausschluß der Öffentlichkeit geführt wurde. Abbé Santol erschien in der Soultane auf der Anklagebank. Er ist ein Mann von 47 Jahren und macht den Eindruck großer Milde und Güte. Als Vikar in Banyuls sur Mer wurde er durch seine Werke der Barmherzigkeit bald bekannt und zog sich infolgedessen den Haß der Freimaurerlogen zu. Ein gegen ihn geführter Feldzug zwang seine Vorgesetzten, ihn nach dem Orte Cerbère zu versetzen. Der Ort hatte weder Kirche, Schule, noch Friedhof. Auf eigene Kosten ließ er Kirche, Schule und Friedhof bauen. Seine Feinde verfolgten ihn von neuem, man wollte ihn zwingen, dem Staate die Schule um den Kaufpreis von 42000 Fres. zu überlassen. Der Abbé widersetzte sich, und der Kultusminister entzog ihm seinen Gehalt. Man zeigte ihn bei seinem Bischof als Spekulanten an, und er wurde von diesem seines Amtes entsetzt.

Im Jahre 1897 kam er nach Paris und wurde dem Präsidenten der „Landwirtschaftlichen Waisenhäuser,“ dem Marquis de Gouvello, vorgestellt. Der Aufsichtsrat dieses Werkes ernannte den Abbé einstimmig zum Generalinspektor der Waisenhäuser. Er hatte nun ein großes Feld der Thätigkeit vor sich. Für die Aufnahme in die Waisenhäuser müssen die Eltern der Kinder, meistens beserungsbedürftige, 15 Fres. per Monat zahlen. Aber es gibt viele Eltern, die verdorbene Kinder besitzen, aber mittellos sind. Während drei Jahren gelang es dem Abbé, 15,000 Knaben gratis zu versorgen. Doch seine Feinde verfolgten auch jetzt noch immer das menschenfreundliche Wirken des Priesters und suchten ihm beizukommen. Den Eltern eines Knaben versprach er, denselben im Departement Seine et Oise zu plazieren. Er fand aber daselbst keinen Platz für seinen Schützling und brachte ihn ohne Wissen der Eltern im Departement Doubs unter. Die Handhabe war gefunden; die Unterbringung dieses Knaben wurde dem Abbé als Entführung angerechnet, und er in Haft genommen. Sozialistische und jüdische Blätter brachten Sensationsnachrichten über die Entlarvung eines verbrecherischen Priesters.

Die sozialistische Zeitung „La Petite Republique“ schmißete Ränke gegen den Abbé. Sie warb eine Anzahl entflohener Zöglinge des Abbés, welche jetzt Pariser Bagabunden sind, für ihre Zwecke. Diese meldeten sich vor dem Untersuchungsrichter und sagten aus, daß sie als Zöglinge von dem Abbé mißbraucht wurden. Das Lügengewebe war derartig ausgeföhren, daß ein Entkommen für den Angeklagten unmöglich erschien. Neun genau bestimmte Fälle wurden dem Angeklagten vorgehalten. Gegen 100 Belastungs- und Entlastungszeugen waren citiert. Die erste Anklage,

betreffend die angebliche Entführung, wurde durch den beteiligten Knaben selbst widerlegt. Bezüglich der anderen acht Unzuchtvergehen mußte der Staatsanwalt selbst in fünf Fällen die Anklage fallen lassen. Im Laufe der Debatten stellte es sich heraus, daß die Belastungszeugen in ihren Lügen vom Untersuchungsrichter angeeifert wurden. Nach einem geschickten Kreuzverhöre des Verteidigers Henri Robert mußten die angeblichen Opfer eingestehen, daß sie auf Befehl der sozialistischen Zeitung „La Petite Republique“ falsche Angaben gemacht hatten und dafür entlohnt wurden. Es bedurfte also nicht erst der Aussage der Entlastungszeugen — meistens Mitglieder der Aristokratie und Geistlichkeit — daß der Plan der Verleumder zusammenbrach.

Nach zweitägiger Verhandlung wurde der Abbé Santol von den Geschworenen einstimmig freigesprochen. Das vor dem Gerichtsgebäude angesammelte Publikum bereitete dem Freigewordenen einen herzlichen Empfang. So endete die von Sozialisten und Freimaurern aufgebaute Sensationsaffaire. An eine Verfolgung der Urheber des Prozesses, durch deren Schuld der Abbé Santol sechs Monate unschuldig im Gefängnisse schmachtete, denkt niemand.

### K o l o n i a l e s.

#### Wie können die Disteln ausgerottet werden.

**D**ie größten Landplagen sind für den Bauer im Süden die Disteln. Wo diese Wurzel gefaßt haben, da verdrängen sie jegliche Frucht und vermindern auf diese Weise die Ernte. Man glaubt, dieses Unkraut durch Abhacken zu vernichten; dazu sollen die Kartoffel- und Welschkornfelder dienen. Vernichtet aber das Abhacken die Disteln oder nicht? Je nach dem, wie tief man aushackt. Es ist ja allgemein bekannt, daß eine Distel, wenn sie nur ganz flach ausgehackt wird, vier bis fünf Distelzweige an der in der Erde zurückgebliebenen Wurzel hervorsprossen läßt. Besonders dann, wenn das Aushacken in einer regnerischen Zeit stattgefunden hat. Werden die Disteln also nur oberflächlich abgehackt, so kann es geschehen, daß sie gerade dadurch vermehrt werden. Außer durch ihre Wurzeln vermehren die Disteln sich auch noch durch den Samen. Will man also die Disteln ausrotten, so müssen die Wurzeln und der Samen vernichtet werden. Letzterer dadurch, daß die Saatfrucht sorgfältig gereinigt werde; die Wurzeln aber, indem sie so tief aus der Erde entfernt werden, daß das zurückbleibende Stück nicht mehr genug Kraft zum Wachsen hat, zu diesem Zwecke ziehe man eine Furche von 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Werschot tief. Diese Furche vertiefe man nun noch um 4 bis 5 Werschot mit einem dazu hergerichteten Pfluge, und fahre so fort, bis der ganze Distelplatz so umgeackert ist. Da die Disteln plagweise wachsen, so ist es ja nicht notwendig, den ganzen Acker so tief umzustülpen, sondern nur die betreffenden Stellen. Wenn die Disteln so tief abgeschnitten werden, dann haben die Wurzeln keine hinreichende Kraft mehr, um üppig emporzuschließen und verdorren. Wendet dieses Mittel an, und ihr werdet euer Land von dem so überaus schädlichen Unkraut reinigen.

#### Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Eine Erzählung von Adolf Kolping.

(Fortsetzung.)



**S**o lebten wir auf der Mühle eine Reihe von Jahren in ländlicher Stille dahin, und was der Vater mit der ganzen Energie seines Charakters ins Werk gerichtet, das trug auch bereits reiche Früchte. Das Müllergeschäft florierte, reiche Ernten lohnnten die Arbeit auf Feld und Wiese, und selbst der Wald warf dreifachen Ertrag ab. Mit stolzem Selbstgefühl wandelten Vater und Mutter Sonntags durch unser Besitztum und mochten schon von Tagen träumen, wo sie, mit altem Glanz und früher genossener Ehre umgeben, wieder in der Welt auftreten könnten. Ich strich, kaum 15 Jahre alt, bereits mit dem Jagdgewehr durch den Wald und das Feld und meinte dabei, aber mit dem Junker aus der Nachbarschaft könne ich es sicher bald aufnehmen. Auch war ich nicht wenig stolz darauf, wenn ich meine Jagdbeute der Mutter zu Füßen legen konnte, und sie dann



so eigentümlich lächelte, als ob ein fernes Glück ihr winke. Der Vater unterrichtete mich in allen Jagdregeln und lehrte mich regelrecht reiten, versprach mir auch ein Reitpferd, wenn ich bis zum siebenzehnten Jahre mich würdig halte. Ich träumte schon von vielen schönen und großen Dingen, und meine arme Eltern nährten auch nach Kräften den jugendlichen, hochfahrenden Sinn. Der Traum dauerte nur nicht lange, denn diese Art Glück sollte nicht unser Teil werden. So hatte es unser Herrgott in Himmel gefügt, der an menschlichem Hochmuth kein Gefallen hat, auch wenn der arme Mensch noch einmal so fest meint, wegen seines Herkommens oder sonstiger irdischer Dinge willen ein besonderes Anrecht darauf zu haben.

Es war an einem trüben, regnerischen Herbstabend. Das Gefinde hatte sich bereits mit seiner gewöhnlichen Arbeit um das Herdfeuer versammelt und erzählte sich Geschichten oder neckte einander. Die Mutter ging ab und zu und war eben im Begriffe, das Abendessen für uns zu bereiten, während ich am Fenster unseres Stübchens stand und mich am Rauschen des Wassers und am Saufen des Windes in den hohen Weidenbäumen ergöhte. Der Vater hatte noch in der Mühle zu thun und dem Müllerburschen Anweisung zu geben, nach welcher Ordnung in der Nacht gemahlen werden sollte. Dann ging er auch nach Gewohnheit, die Hände auf dem Rücken, schweigend durch die Mühle und dachte an andere Dinge. An solchen Abenden, wo wir in der Mühle allein waren, und es keinem Menschen einfallen konnte, uns noch aufzufuchen, liebte es der Vater, stundenlang in Gedanken durch die Mühle zu gehen oder sich oben auf dem Mahlwerke ans Fenster zu setzen und hinaus in die Nacht zu starren. Das Geräusch und Getöse um ihn gestattete ihm dann, um so freier seinen Gedanken nachzuhängen. Gewöhnlich war er dann sehr ernst und litt es nicht gern, wenn man ihn störte. Auf einmal pochte es laut am äußeren Hofthore, und der Hofhund schlug ungewöhnlich heftig an, so daß ich aus dem Stübchen hinaus zum Gefinde ging und den Knecht schickte, zu sehen, wer noch so spät Einlaß begehrte. Die Mutter war eben mit der Zurichtung des Tisches beschäftigt, was sie für den Vater und mich immer selbst that. Wenige Augenblicke später trat der Knecht mit einem fremden Manne ins Haus, der unter seinen dreispitzigen Hut erst keck und forschend um sich blickte, dann „Guten Abend!“ sagte, den Hut abnahm und, da es kurz vorher heftig geregnet hatte, den nassen Hut ins Haus hinein ausschwenkte. „Das soll wohl ein Wetter sein für solche Gänge! Und welche Wege durch diese Drecksfüße von Dorf und nach der verwünschten neuen Mühle, daß man drin zu versinken meint! Man hat ja ordentlich seine Not, die Mühle heranzufischen aus dieser unwegsamen Gegend! Ist auch der Müller zu Hause?“ Der fremde Mann that sehr keck, und als ob er keine Rücksicht zu nehmen brauche. „Was soll der Müller?“ fragte ich, beleidigt durch die Art und Weise, wie sich der Fremde einführte. „Ah, Ihr seid wohl der junge Herr hier im Hause?“ fragte der Fremde und trat mir näher. Auf meine bejahende Antwort verlangte er, sofort zum Vater geführt zu werden. Über das was die Mutter gekommen. „Was wünscht Ihr?“ fragte sie in ihrer gewohnten Ruhe. „Was ich wünsche, werdet Ihr sicher noch früh genug gewahr, Frau Müllerin!“ versetzte der Fremde mit ungewohnter Keckheit. „Zuerst will ich den Müller sprechen, denn den sauren Gang will ich nicht umsonst gemacht haben.“ Der Fremde stieß mit seinem Stocke dabei auf den Boden und schüttelte an seinen nassen Kleidern. „Setzt Euch solange zum Feuer und wärmt Euch,“ befahl die Mutter, „bis ich den Hausherrn gerufen.“ Ich sah es der Mutter an, sie war unruhig und hielt nur mit Mühe ihre wachsende Aufregung zurück. Statt sich ans Feuer zu setzen, unter das Gefinde, ging der Fremde im Hause herum und befah sich die Wohnung. „In der That, ein stattliches Müllerhaus!“ sprach er laut vor sich hin. „Da ist's kein Wunder, daß man sich drein arbeitet.“ Mir schoß das Blut in die Wangen. „Da setzt Euch zum Feuer!“ fuhr ich den Fremden an, der mit seinen lauernden Augen mich vom Kopf bis zu Fuß betrachtete, und schob einen Stuhl hin. „Nun, nun, nicht gar so laut, junges Bürschchen!“ sagte der Fremde spöttisch, „es könnt ihm sonst leid thun. Mit fremden Leuten muß man gemacht ungehen, besonders wenn man noch nicht weiß, was hinter ihnen ist.“ Das Gefinde, das bis dahin erstaunt den seltsamen Fremden betrachtete hatte, kicherte bei der Zurechtweisung, und das versetzte

mich in nicht geringen Zorn. Ich wollte eben zeigen, daß ich der Sohn des Hauses sei, nicht gewillt, mich im eigenen Hause ver-spotten zu lassen, als der Vater eintrat. Mit einer Verbeugung grüßte der Fremde den Vater und fügte die Frage bei: „Ich habe wohl den Müller Bernd vor mir?“ — „Was wünscht Ihr noch so spät am Abend von mir?“ fragte der Vater mit ernster Würde, und dabei suchte er sich die fremde Erscheinung zu deuten. Offenbar kannte er den Mann nicht. Ein Bauer war es nicht, eher ein Städter, der Kleidung nach; das unheimliche Wesen aber, das aus ihm sprach, der eigentümliche kecke Ton seiner Stimme paßte auch wenig zu einem auch nur dürftig erzogenen Städter. „Mit Euch zu reden habe ich, Müller Bernd,“ versetzte der Fremde, „und da es besser unter vier Augen geschieht, als hier, so schafft mir Gelegenheit dazu.“ Der Vater erblaßte und schritt dann dem Fremden voraus zum Stübchen, das unmittelbar an die Mühle anstieß. Die Mutter kehrte zur Küche zurück. „Kennt Ihr den Mann nicht?“ fragte ich, noch immer ärgerlich. Sie schüttelte den Kopf, war aber sichtlich verstimmt; doch bezwang sie ihre innere Unruhe. Das Gefinde arbeitete schweigend weiter und mochte wohl neugierig sein, was die Erscheinung des Fremden zu bedeuten habe. Eine bange Pause entstand. Auf einmal hörten wir einen heftigen Schlag auf den Tisch im Stübchen und einen dumpfen Ausruf des Vaters, aus dem das Wort „Schurke“ verständlich bis zu uns drang. Erschreckt, wie aufgejagt, richtete sich die Mutter plötzlich in ihrer vollen Größe auf und schritt auf das Stübchen zu. Ich folgte ihr unmittelbar. Der Fremde stand, den nassen Hut in der Hand, die Arme gekreuzt, ein Bein übers andere gelegt, an die Tischcke angelehnt da, und schaute mit seinem kalten, eisigen Blicke finster auf den Vater, der dicht neben ihm sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Die eine Faust hatte er krampfhaft geballt auf den Tisch gelegt, noch vom Schläge her; in der anderen Hand hielt er zitternd eine Schrift, auf die er die irrenden Augen geheset hielt, wie einer, der vor Aufregung vergeblich zu lesen versucht. Unfern Eintritt hatte er gar nicht bemerkt. „Was gibt es hier?“ rief ich erschrocken aus. „Bernd! Bernd! was ist das?“ fragte die Mutter, indem sie zum Vater trat. Ihre Stimme zitterte, — ihre Hand, die sie dem Vater auf die Schulter legte, bebte. „Was soll's sein!“ antwortete der Fremde kalt, es ist einmal Zeit zu bezahlen, und da wundert's mich, daß sich der Müller so anstellt.“ — „Was bezahlen!“ rief der Vater aus, indem er aufsprang und im höchsten Zorn dicht vor den Fremden trat. „Du bist ein Schurke, und der dich geschickt hat, ist deiner wert! Ich bin dem Herrn Syndikus keinen Pfennig schuldig. Mein eigenes Geld war's, das ich verbaut habe; das kann ich vor Gott und der Welt beschwören.“

„Herr Bernd, vergreift Euch nicht an mir, das sage ich Euch!“ versetzte der Fremde, indem er einen Schritt zurücktrat. „Schwöret, was Ihr wollt, aber Ihr könnt nicht beschwören, daß Ihr diese Briefe nicht geschrieben habt.“ Damit zog er aus der Brusttasche seines Rockes eine kleine Ledermappe hervor, schlug sie auf und hielt dem Vater ein Paketchen Briefe vor, die allerdings von seiner eigenen Hand geschrieben waren. Ebenso rasch, als er sie hervorgezogen, steckte er sie wieder ein und verbarg die Ledermappe wieder in seiner Tasche. Der Vater starrte den Fremden an, keines Wortes mächtig. Dann ließ er sich wieder auf den Stuhl nieder und stützte den Kopf in beide Hände. „Gerechter Gott!“ rief er vor sich hin, „in welches Unglück müssen wir kommen!“ Meine Mutter hatte dem Auftritte mit steigender Angst zugehört und begriff noch immer den Zusammenhang nicht. Ich begriff noch weniger davon, da ich mir gar nicht denken konnte, daß wir irgend jemanden in der Welt Geld schuldig sein sollten.

„Wenn Ihr die Schuld nicht gutwillig anerkennt, Herr Bernd,“ sagte dann der Fremde wieder mit seiner vorigen Kälte, „so gibt's Mittel, Euch dazu zu zwingen. Ihr wißt nun, daß ich gerechte Ansprüche auf die ganze Summe habe, und geschenkt wird Euch nichts. Sagt nur kurz und bündig, wie und wann Ihr bezahlen wollt.“ In meinem Vater kochte der Zorn wieder auf.

„Ich sage es dir nochmals, du bist ein Schuft, und der dich geschickt hat, nicht minder!“ rief er aufspringend, aus. „Ich bin vor Gott und der Welt nichts schuldig, und jetzt machst du dich aus meinem Hause, oder ich breche dir den Hals auf der Stelle!“ — „Bernd, lieber Bernd!“ rief die Mutter und fiel ihm in die Arme, „vergreife dich doch nicht an einem Fremden und beschmutze



deine Hände nicht an einem schlechten Menschen. Laß ihn gehen, dann wird's sich finden, wer recht hat." Der Fremde hatte schon seinen Stock genommen und ging freiwillig zur Thür. „Meine Briefe lässest du hier!“ schrie der Vater; „sie sind ungerechtes Gut in deinen Händen,“ und er machte sich von der Mutter los. Ich sprang schon hinzu und wollte den Fremden festhalten. „Wer mich anrührt, ist des Todes!“ rief der Fremde unter der Thür und zog aus seinem Stocke einen kurzen Stoßdegen. „Ich gehe freiwillig, und bereuen sollt Ihr Euer Benehmen.“ Die Mutter sank ohnmächtig zusammen. Der Vater fing sie in den Armen auf und setzte sie in einen Sessel, während ich vor Schrecken und Verwirrung nicht wußte, was anzufangen. Der Fremde entfernte sich darüber aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

### K o r r e s p o n d e n z.

**Demitrowka.** (Gouv. Cherson.) 17. September 1900. Mit großer Mühe und vielen Sorgen hat der Bauer seine Arbeit in diesem Jahre geendet, und große Sorgen stehen ihm noch während des ganzen Jahres bevor; denn die Ernte ist bei ihm sehr schwach ausgefallen, und die Grundbesitzer halten fest an ihren Landpreisen; sie schauen nicht darauf, daß es eine schwache Ernte ist, und fordern 7—10 Rbl. pro Desjatine. Es ist daher nicht wunderbar, daß bei uns im Süden bis Oktober Monat gegen 300 Familien nach Amerika auswandern, um dort ihr Glück zu suchen. Es ist wirklich nicht mehr möglich, bei diesen Landpreisen und schwachen Ernten durchzukommen. In jeder Kolonie kommen wöchentlich zwei bis drei Versteigerungen vor. Was der arme Mann mit saurem Schweiß erworben hat, was er teuer bezahlt hat, geht um einen Spottpreis weg. Für eine Kuh zahlt man 10—12 Rbl., für einen Wagen, der 70 Rbl. gekostet hat, gibt man 25 Rbl. So steht es auch mit den Pferden. Wie soll man also bei solchen Verhältnissen noch bestehen können? Gehen wir zwanzig Jahre zurück, so finden wir eine ganz andere Welt. Die Desjatine Land kostete 2—3 Rbl., und die Fruchtpreise standen gut. Schauen wir in die Zukunft, so erscheint uns alles in trostlosem Zustande. Möge doch der liebe Gott fürs nächste Jahr seine milde Hand aufthun und uns eine bessere Ernte bescheren.

Johann Renner.

**Leichtling.** (Gouv. Saratow.) Den 24. September d. J. ereignete sich in Leichtling folgender Fall. Am genannten Tage feierten die Einwohner dieses Dorfes das Kirchweihfest. Eine große Anzahl Menschen von nah und fern hatte sich in und außerhalb des Bethauses versammelt. Wer sich die Menschenmasse in dem Schullokal (Bethaus) näher angesehen hatte, dem mußte der Gedanke kommen: wenn nur heute kein Unglück passiert. Und gerade solches stand bevor; denn als der Priester während der hl. Messe den Gläubigen die hl. Kommunion spenden wollte, da wurde eine Stimme hörbar: „Es brennt!“ Durch diesen Ruf wurden die Leute dermaßen erschreckt, daß fast jedermann der Thüre zuellte. Welch ein Aufzug! Welch ein Durcheinander war das? Kleine Mädchen sprangen über die Kommunionbank, um durch die Sakristei hinauszu kommen; einige Männer suchten durch die offenen Fenster das Freie. Und was war draußen los? Nichts. Es bewachte sich hier buchstäblich der Spruch: „Viel Lärm um nichts.“ Es mag wohl möglich sein, daß diese Frau, welche durch ihr unvorsichtiges Rufen die Unordnung hervorrief, aus einem Schornstein (Kamin) Rauch, oder sogar vielleicht Feuerfunken hervorkommen sah; doch wird sie wahrscheinlich keinem Menschen davon etwas erzählen. Gottlob, daß es kein Menschenleben gekostet hatte. Solche dumme Streiche mögen sich nur nicht oft wiederholen!

**Marienburg.** Es wird oft genug gewarnt, sich nicht in Gefahr zu begeben, wo man leicht umkommt. Folgendes Ereignis, das sich fast jährlich in anderen Ortschaften wiederholt, möge zur Vorsicht mahnen sowohl die Dorfpolizei, als auch die Einwohnerschaft. — Am 12. September kamen Kinder ins Dorf gelaufen und berichteten, an den Lehmhöckern stehe ein Pferd am Wagen, niemand sei dabei, auch seien große Klumpen Lehm heruntergefallen. — Die anwesenden Einwohner begaben sich nun an den bezeichneten Ort. Das Pferd wurde bald erkannt, der Eigentümer vermißt. Man schaukelte ziemlich lange; schließlich wurde die Vermutung, daß hier ein großes Unglück vorliege, zur Wirklichkeit. — Der Verunglückte war

Georg Schuppman, 30 Jahre alt. Er lag auf den Leib hingestreckt, die Gliedmaßen arg zerquetscht; die schwere Lehmmasse, so auf ihn gefallen, gab ihm ein schreckliches Aussehen; die starren Augen waren weit aus dem Kopfe getrieben. Man wusch, man rüttelte den Verbliebenen, von Lebensgeist war nichts vorhanden. Der Jämmer der getroffenen Frau war unbeschreiblich. Unter großem Zulauf der Dorfbewohner wurde der Leichnam in sein Heim gebracht. Obgleich hier kein Totschlag vorausgesetzt werden konnte, so mußte der Entseelte doch bis zum 16. d. M. im Grabe hängen, welches mit Brettern überdeckt war. Die kirchliche Bestattung wurde mit großer Teilnahme der Pfarreinder vollzogen.

P. Em.

### A u s W e l t u n d K i r c h e.

#### a) I n l a n d.

**Saratow.** Zu H., einem Weizent Kaufmann in Pokrowsk, kam ein Mann, der sich für den Gutsbesitzer Dwtschinnikow ausgab und H. den Antrag machte, 4 Waggonen Weizen auf Kommission zum Verkaufen anzunehmen, worauf dieser auch einging. Da Dwtschinnikow in großer Geldnot zu sein vorgab, so händigte H. ihm 1000 Rubel ein, wofür jener den Frachtzettel, auf die vorgeblich abgesandten vier Waggonen in Verfaß geben mußte. Das war Dw. recht. Er erhielt die 1000 Rubel und verschwand alsbald. Kurz nachher stellte es sich heraus, daß der Frachtzettel gefälscht sei. Sogleich kam die Polizei auf die Beine. Dw. aber war und blieb verschollen, —

— Am 5. November wird hier zum Besten des hiesigen katholischen Wohlthätigkeitsvereines ein Theaterstück aufgeführt werden.

**Warschau.** Von einem wahnsinnig gewordenen Barbier erzählt der „Warsch. Dnevnik“ folgende ungemütliche Geschichte: „Am 1. Oktober betrat ein gewisser Senjawski einen Barbierladen, um sich rasieren zu lassen. Der Barbier that, nachdem S. Platz genommen hatte, nach gewohnter Weise seine Schuldigkeit, dann aber faßte er plötzlich seinen Kunden am Kopf und begann ihm mit dem Rasiermesser furchtbare Schnitte beizubringen. Der Unglückliche wehrte sich nach Kräften und rief um Hilfe. Erst nach dem Hinzukommen der Polizei gelang es, ihn von seinem wahnsinnigen Angreifer zu befreien. Senjawski wurde an Stirn, Wange und Brust so schwer verletzt, daß er durch den Blutverlust des Verwundten beraubt wurde.“

**Odessa.** Wie leicht die ländliche Einfalt der simpelsten Prelerei zum Opfer fällt, ist aus folgender Geschichte zu ersehen, welche die „Od. Now.“ erzählen: Der Bauer Michail Kondratjew begegnet nicht weit von Odessa einem unbekanntem Manne und verkauft ihm seine beiden Ochsen. Bei der Zahlung verlangt der Käufer, daß Kondratjew ihm einen Hundertrubelschein wechsele, und beide gehen, nachdem dieses Geschäft erledigt ist, ihrer Wege. Man stelle sich nun die Lage Kondratjews vor, als er seinerseits das Geld umwechseln will und dabei fast Gefahr läuft, in Haft genommen zu werden. Der Hundertrubelschein erweist sich nämlich als eine in den Tagen der Buschkineifer von dem Inhaber der Konfektfabrik in Selissawetgrad ausgegebene Etikette, deren Zeichnung allerdings sehr dem betreffenden Kreditbillet ähnelt. Die Etikette zeigt das Porträt Buschkins und die Ziffer Hundert. Der Text lautet: „Der Vorzeiger von 100 solcher Etiketten erhält im Magazin der Fabrik eine Prämie.“ Bald nach ihrem Erscheinen wurden diese Etiketten beschlagnahmt, da schon damals mit denselben Betrügereien ausgeführt wurden. Ein solches Exemplar war aber doch in den Händen des Ganners geblieben, und er hatte es verstanden, davon Gebrauch zu machen.

**Ifflis.** Im Terekgebiet wird, wie die „Nowoje Obfrenije“ erfährt, wieder die vor etlichen Jahren gehandhabte Maßregel gegen den Pferdediebstahl eingeführt, welche darin bestand, daß für gestohlene Pferde und Vieh, auch dann, wenn der Diebstahl an einem bewohnten Orte verübt worden war, die Dorfgemeinde Schadenersatz zu leisten hatte, bis zu deren Grenzen die verfolgten Spuren des Verbrechens reichten. — Eine Abänderung gegen früher findet nur insofern statt, als die Verantwortung der Dorfgemeinde nur dann in Frage kommt, wenn es sich um einen Diebstahl auf der Landstraße oder in der Steppe handelt. — Den Anlaß zu



dieser Maßregel gibt die starke Zunahme der Pferde- und Viehdiebstähle.

**Achalkalaki.** Über ein Scharmügel mit Räubern wird dem „Tifl. Listok“ von hier geschrieben: „Am 26. September wurde die aus sechs Mann bestehende Bande des bekannten Deli-Zuffuf von einer sie verfolgenden Karster Polizeiabteilung an der Grenze des Kreises Achalkalaki überrumpelt. Die ernste Gefahr des Augenblicks erkennend, setzten die Räuber sich in einem für die Verteidigung geeigneten Sommerposten der Kosaken fest und eröffneten ein heftiges Feuer. Die Polizisten, welche dreißig Mann zählten, schlossen die Stellung von drei Seiten ein und erwiderten das Feuer bis 12 Uhr nachts, wo der Polizeimeister von Bogdanowst am Platz erschien und sofort eine Attaque unterzunehmen ließ, die erfolgreich durchgeführt wurde. Dabei wurde einer der Räuber getötet und Deli-Zuffuf schwer verwundet und gefangen genommen. Auf Seiten des Polizeikommandos wurde ein Mann und mehrere Pferde getötet.

**Podolien.** Die Ernte ist im Podolischen Gouvernement als vollkommen mißlungen zu crachten, was sich vorzugsweise auf die Zuckerrüben bezieht. So hat z. B. ein Pächter, der 16,000 Rbl. für die Pacht bezahlt, einen Schaden von 30,000 Rbl., samt Arbeitskosten. Kaum, daß etwas für die Aussaat bleibt. Es kam nämlich der Regen, welcher im Mai hätte sein sollen, erst im Juni, wo schon alles dürr war. Wenigstens werden dieses Jahr die Wälder geschont, da die 49 Zuckerrübenfabriken in diesem Gouvernement wenig Beschäftigung haben werden.

**Kiew.** Über die Ankunft französischer Luftschiffer berichtet die „Kiewsk. Slowo“: „Am 30. September trafen hier die beiden französischen Luftschiffer Henri de La-Vos und Wiktor de Castellano ein. Das ist in den letzten Wochen schon der zweite Besuch Russlands durch die kühnen Reisenden. Das erstemal stiegen sie in Paris am 17. September auf, und zwar anlässlich der dort stattfindenden Konkurrenz für Distanzfahrten, an welcher zwölf Ballons beteiligt waren. De La-Vos und Castellano landeten am 18. September in der Nähe von Brest-Kujawsk im Warischauer Gouvernement. Nach eintägiger Erholung kehrten die Luftschiffer mit der Eisenbahn nach Paris zurück, wo ihnen der erste Preis zu teil wurde. Nach den Regeln der Konkurrenz hatte der Sieger noch einen zweiten Aufstieg zu unternehmen. Dieser erfolgte am Dienstag, den 26. September, um 4 Uhr 20 Minuten Pariser Zeit, und der Ballon landete glücklich am 28. September um 5 Uhr 5 Minuten morgens nach Pariser Zeit oder 7 Uhr 5 Min. Lokalzeit, in der Nähe des Fleckens Korostyschew im Kreise Radomysl (Gouv. Kiew.) Die Luftschiffer waren sogleich von Bauern umringt, welche sie sehr freundlich begrüßten und ihre Fuhrwerke zur Verfügung stellten. Den Behörden gegenüber legitimierten sich die französischen Gäste durch ihre in gehöriger Weise beglaubigten Photographien. In Korostyschew wurden sie von dem General Plemjankow empfangen, der sich ihnen behilflich erwies, so daß sie unbehindert nach Kiew weiterreisen konnten, um sich die erforderlichen Pässe fürs Ausland zu besorgen. Der Ballon führt den Namen „Le Santor“, ist aus gewöhnlichem Baumwollstoff gefertigt und mit einer besonderen Masse getränkt. Der Rauminhalt beträgt 1,630 Kubikmeter.“

Die Luftlinie von Paris bis Korostyschew mißt ca. 1900 Werst, welche nach obigen Angaben in 36 Stunden 45 Min. zurückgelegt worden sind.

## b) Ausland.

**Rom.** Unter den von Leo XIII. letzthin in Privataudienz empfangenen Kirchenfürsten befand sich auch der greise Bischof Stroßmayer von Diakowar, welcher in Begleitung des Titularbischofs Engelbert Vorsal sowie mehrerer Verwandten erschienen war. Der hochw. Bischof Stroßmayer von Diakowar ist der nächstälteste Bischof des gesamten Erdkreises nach Leo XIII. Er wurde am 10. Mai 1850 Bischof, während unser Heiliger Vater bereits am 27. Jänner 1843 zum Bischof von Damiette geweiht wurde. Bischof Stroßmayer wurde bereits unter Pius IX. konsekriert, während also Leo XIII. der letzte der unter Gregor XVI. geweihten Bischöfe ist, denn Pius IX. gelangte bekanntlich 1846 zur Regierung.

**Monte Verico.** Dort befindet sich ein marianisches Heilig-

tum, zu dem jährlich viele Tausende wallfahren. Etwas Näheres über diesen Wallfahrtsort erfährt man aus folgendem:

Im Anfange des 15. Jahrhunderts wütete in Vicenza und dessen Umgebung furchtbar die Pest. Da erschien die heiligste Jungfrau Maria auf einem nahe der Stadt gelegenen Hügel, Verico genannt, einer frommen Frau, mit Namen Vincenza Pasini, zweimal (am 7. März 1426 und am 2. August 1428) und sagte ihr: „Geh' und melde dem Volke von Vicenza, daß die Pest aufhören wird, wenn man hier zur Ehre meines Namens eine Kirche baut.“ — Den Aussagen des Weibes wurde endlich Glauben geschenkt. Man erbaute eine gothische Kirche. Mit Beendigung des Baues hörte auch die Pest auf am 25. August. Neben der Kirche wurde im Jahre 1429 ein Konvent gebaut und die Verwaltung der Kirche den Religiosen der heiligen Brigitta anvertraut. Doch schon nach 6 Jahren (1435) wurde Kirche und Konvent den Dienern Mariä (Serviten) übergeben, welche bis auf heute dort ihrer erhabenen Königin dienen, indem sie Tag für Tag den zahlreichen Wallfahrten zur Ehre Gottes das Lob Mariä verkünden.

Wegen des großen Zulaufes ward das Gotteshaus zu klein; daher begann man im Jahre 1687 eine neue Kirche zu bauen nach dem Plan des Carlo Borella. In 15 Jahren war sie vollendet. Die Arkaden (die 15 Rosenkranzgeheimnisse darstellend) wurden von 1746—1778 nach der Zeichnung des Francesco Mattioli errichtet. Der Turm endlich wurde erst zwischen 1825 und 1852 gebaut.

Am Erinnerungstag der Pestbefreiung (25. August) wird jährlich eine großartige Prozession von Vicenza aus nach Monte Verico veranstaltet; ebenso am 25. Februar zum Danke für den Schutz in Erdbebengefahr 1695. Außer diesen bestimmten Prozessionen sieht man oftmals große Wallfahrtszüge dem Berge Verico zueilen, um da der Himmelskönigin zu danken für erlangten Schutz und um eine Gnade zu erflehen.

**München.** (Bayern.) Dort tagte der internationale Kongreß katholischer Gelehrter, auf welchem über Philosophie, Rechtswissenschaft, Landwirtschaftskunde, Kirchengeschichte, Sprachen, Altertumskunde, Sternkunde, Mathematik, Naturkunde verhandelt wurde. — Es lebe die katholische Wissenschaft!

**London.** Auf der Barke „Prunera“, die London am 30. Juli mit einer Ladung Kohlen verließ, brach Mitte August Feuer aus, worauf nach einigen Tagen das Schiff sank. Von der Besatzung vermochten sich fünf Mann, unter ihnen ein dänischer Matrose, in ein kleines Boot zu flüchten, das nach unsäglichen Leiden in St. Helena eintraf. Der erwähnte Matrose, der kürzlich in Kopenhagen angekommen ist, erzählt, daß er mit seinen Leidensgefährten während 52 Tage und Nächte in dem kleinen, offenen Boote auf dem Atlantischen Meere umhertrieb. Nur der dänische Matrose und einer seiner Gefährten erreichten St. Helena, wo sie seitens der Behörden eine sehr freundliche Aufnahme fanden.

**Greenwich.** (England.) Kürzlich wurde ein in Greenwich verstorbenen Chinese auf dem East-London-Friedhofe bestattet. Die Beerdigung war streng nach chinesischer Sitte. Der Tote wurde völlig angekleidet in den Sarg gelegt. Es wurde ihm ein Sechspencestück in den Mund gesteckt. Nachdem der Sarg in das Grab gesenkt worden war, wurde er mit Reis und Papierkleidern bedeckt und eine Flasche Genever (Brantwein) hinaufgelegt, während die Landsleute des Toten um das Grab herumtanzten und jangen. Sobald das Grab zugestülkt worden war, brachten die Chinesen allerlei Nahrungsmittel, Geflügel und kleine Fleischstücke herbei und legten sie auf den Grabhügel. Eine Zeitlang wurde darauf weiter gesungen und getanzt. Dann verließ die Schar den Friedhof.

## A l l e r l e i.

Zur Kinderziehung. Lasse das Kind nie einen Augenblick müßig, sondern beschäftige es abwechselnd mit Lernen, Spielen, Arbeiten. Störe es nicht in seiner Fröhlichkeit, wenn es nichts der Gesundheit Schädliches oder Unschickliches vornimmt.

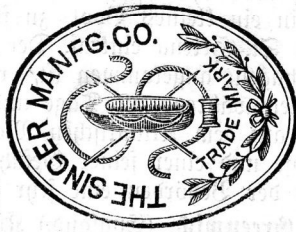
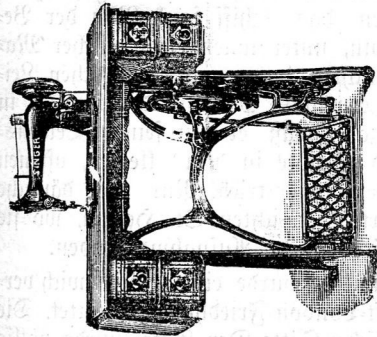
„Soll der Weinstock Trauben tragen,  
Muß das Messer schneiden ein;  
Darfst nicht nach den Thränen fragen,  
Erst das Wasser, dann der Wein.“

Durch nichts sorgen die Eltern, und wären sie ein Fürstenpaar, schlechter für die Zukunft ihrer Kinder als durch abgöttische Liebe, welche die Jugend in verweichlichende Federdaunen bettet, um dem späteren Alter vielleicht ein Strohlager zu bereiten. Die ernste Erziehung gibt dem Leben nicht das Wesen eines vergänglichem Blumen Gartens, sondern die festen Umrisse eines Gebirges und des gesunden, kräftigen Gebirgssohnes, während die weidliche, kosende Erziehung ins Flachland hinzieht, wo die schwächeren, thatlosen Stämme wohnen. (Kellner.)

— Im Eifer des Amtes können einem Gemeindefreiber recht wunderliche Dinge passieren, wie nachstehende Notiz der „Zusn. Dbofr.“ zeigt: Im Adresskontor des Beresippny-Stadtheils erscheint der Bauer Peter Wakulenko und wünscht, sich „eintragen“ zu lassen. Der Beamte läßt sich den Paß des Mannes geben und ist nicht wenig erstaunt, unter der Rubrik „Familienstand“ zu lesen: „Er besitzt zwei Pferde, ein braunes mit weißen Füßen und einen Schimmel. Der Braune ist sieben, der Schimmel zwei Jahre alt.“ — Das interessante Dokument wurde durch den Pristaw der betreffenden Gemeindeverwaltung „zur genaueren (болше точнаго) Bestimmung des Familienstandes“ des Paßinhabers übersandt.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

**Die Original Singer Nähmaschinen**  
 sind muffergültig in Construction und Ausführung. sind unentbehrlich für Hausgebrauch und Industrie. sind in allen Fabrikbetrieben die meist verbreitetsten. sind unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer. sind für die moderne Kunststickerei die geeignetsten. Kostenfrei Unterrichtscurse, auch in der modernen Kunststickerei.  
 Die Original-Singer-Nähmaschinen werden in mehr als 400 Sorten von Special-Maschinen für alle Fabricationszweige geliefert u. sind nur in unserer eigenen Geschäftserhältlich.  
**Die Original Singer Nähmaschinen** verdienen ihren Ruf durch die vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle Fabricate der Singer Co. auszeichnen.  
**Nur echt** mit nebenstehend abgebildeten Fabrik-Markte, sowie der vollen Firma „**The Singer Manufacturing Co.**“ auf dem Arm der Maschine.  
**„МАНУФАКТУРНАЯ КОМПАНИЯ ЗИНГЕРЪ“**  
 Samara, Dwojzanskaja, Haus Dalsensow.  
 Kacharinentadt, Marktschlag, Haus Hochweil.  
 Samarskaja, Saratower Straße, Haus Petrowa.



**Erste Dampf-Farbenfabrik**  
 des Handelshauses  
**„A. S. Popow u. J. J. Kotschetkow“**  
 in Saratow.  
 Farben, Lacke, Finnisse, Pinsel und Drogueriewaren **bester Qualität und zu billigen Preisen.**  
 Auf der Saratower Distriktausstellung im Jahre 1899 eine goldene Medaille.  
 Handel in Saratow: Верхній базаръ, Петро-Павловскій корпусъ. Telephone № 242.  
**Preislisten auf Verlangen unentgeltlich.**

**Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie.**  
 in Frankreich  
 beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen, daß sie den Alleinvertrieb ihrer  
**Mühlsteine**  
 für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan ihrem Vertreter **Hrn. Alexander Borell** in Saratow übertragen hat, und bittet, bei Bedarf sich an denselben unter folgender Adresse zu wenden: **Саратовъ, уг. большой Сергіевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ Сарпинокъ.“**

**Den Herren Mühlenbesitzern für gefl. Beachtung.**  
 Nachdem ich die Mühlsteine der Firma **Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie** IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung gefunden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Garantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte, denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung der Fracht zurückzunehmen. Auch habe ich aus erster Hand direkt aus dem Auslande von den Fabriken **Leder-Kamelshaar-** und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum **Behauen der Steine** (Billen) und **Seidencylinder**, zu folgenden Preisen:

23 Wersch. breit.		19 Wersch. breit.		23 Wersch. breit.		19 Wersch. breit.	
Preis pro Arschin		Preis pro Arschin		Preis pro Arschin		Preis pro Arschin	
№№		№№		№№		№№	
0—00.	2 R. — R. 1 R. 80 R.	6.	2 R. 60 R. 2 R. 40 R.				
1.	2 " 10 " 1 " 90 "	7.	2 " 70 " 2 " 50 "				
2.	2 " 20 " 2 " — "	8.	2 " 80 " 2 " 60 "				
3.	2 " 30 " 2 " 10 "	9.	2 " 90 " 2 " 70 "				
4.	2 " 40 " 2 " 20 "	10.	3 " — " 2 " 80 "				
5.	2 " 50 " 2 " 30 "	11.	3 " 10 " 2 " 90 "				

Überfende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung. Postnachnahme sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.  
 Adresse: **Саратовъ, Александрю Андреевичу Борель на углу большой Сергіевской и Соляной, свой домъ.**  
 Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, **Sarpinka-Magazin** unweit vom Abendmarke.  
 Адресъ для телеграммъ: **Саратовъ, Александрю Борель.**

**Alexander Borell.**  
 Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell wohnt.